

raulzelik.net

ALLES FÜR  
ALLE!

kontakt

textarchiv

kurzbi(bli)ographie

rezensionen

veranstaltungen

links

## Erik, der Zoowärter

(aus dem Erzählband "Grenzgängerbeat", Verlag Assoziation A, 15 Euro)

Endlich hatte es aufgehört zu regnen. Die fleckigen Hausmauern von Bonfim troffen vor Nässe, und der Schwamm im Mauerwerk hatte sich derart mit Feuchtigkeit vollgesaugt, dass das gesamte Dorf ins Dunkelblaue überzugehen schien. Neben mir erschlug der Mann einen Moskito auf seinem Unterarm.

„Wenn sich die Wolken in den Kanukus fangen“, sagte er, „regnet es zwei Wochen lang durch.“

Dort, wo das Insekt gegessen hatte, sah man nur noch einen Blutfleck und die schwarzen Reste der Insektenbeine.

„Wo willst du hin, *alemaõ*?“

„Georgetown.“

„Tong ...“ wiederholte er melancholisch, um dann wieder in die Nacht zu starren.

„Kennst du den anderen Deutschen?“ fragte er, diesmal auf Englisch.

„Den anderen Deutschen?“

Ich sah ihn überrascht an.

„Den Tierpfleger.“

„Welchen Tiefpfleger?“

„Ein Typ wie du, den es hierher verschlagen hat.“

Entnervt winkte ich ab.

„Ach, lass mich in Ruhe.“

Der Gedanke, dass man hier hängenbleiben könnte, ließ mich ganz blass werden.

In diesem Drecksnest. *Bonfim: gutes Ende*. Wo der Himmel nur aus Wasser zu bestehen schien, die Häuser vor sich hinfaulten und die Luft vom Lärm der Ochsenfrösche förmlich erzitterte. Ein Ort, in den niemand kam außer Verrückten, Verlierern und Schmugglern.

Das Dreiländereck zwischen Brasilien, Guyana und Venezuela erschien mir damals als der letzte Winkel der Welt. Man hat manchmal seltsame Vorstellungen von Anfang und Ende eines runden Planeten. Tatsache ist, dass es nicht ganz einfach war, hierher zu kommen. Von Norden aus konnte man es mit einem Postjeep versuchen, vorbei an den Tepuys, den venezolanischen Tafelbergen, die an manchen Stellen wie Schiffe, an anderen wie Kathedralen aussahen, Furcht einflößend. Vom brasilianischen Manaus aus gab es zwar eine regelmäßige Busverbindung, aber je nach Zustand der Straße brauchte man zwischen zwei und fünf Tagen für die Strecke, und die Fahrt trug auch nicht gerade dazu bei, das Bild von den undurchdringlichen Tropen zu revidieren. Sobald man den Dschungel verließ, erstreckte sich eine kahle Ebene vor einem, die nur an Flussläufen von kleinen Wäldern unterbrochen wurde und aus der sich manchmal Hügel wie Pickel



erhoben - runde Inseln in einem Meer aus Pfützen und Morast.

Die Piste war so schlecht, dass wir für die letzten 150 Kilometer fast neun Stunden gebraucht hatten. Der völlig überladene Bus war ständig im Schlamm stecken geblieben, die Radmuttern hatten sich gelöst, die Hinterräder begannen zu eiern. Nur der Busfahrer gab uns das Gefühl, dass das alles ganz normal sei. Immer wieder krepelte er sich sorgfältig, beinahe pedantisch, die Ärmel seiner Dienstuniform hoch, stieg in den knöcheltiefen Dreck und machte sich daran, die Muttern festzuziehen - ein hellhäutiger, fast blonder amazonischer Held.

Bonfim erreichten wir nach Einbruch der Dunkelheit. Ich schleppte mich zur einzigen Pension, einer schäbigen Absteige, in der sich die Bettlaken klamm anfühlten, sank auf den Plastikstuhl neben der Tür und beobachtete, wie die Moskitos ansetzten, mir Malaria-Erreger ins Blut zu pumpen. Bis dann nach einer Weile der guyanische Schmuggler auftauchte, sich neben mich setzte und mir diese idiotische Geschichte zu erzählen begann.

Von einem Blondem, der Probleme an der Grenze gehabt hatte, nach Boa Vista zurückgefahren und dann doch wieder hierher gekommen war. Einem Fremden. Einem Tierpfleger. Einem verloren gegangenen Deutschen am Ende der Welt.

Erik, der Zoowärter, begegnete uns am nächsten Morgen in Lethem, auf der guyanischen Seite des Flusses. Es war nicht besonders schwer, sich hier über den Weg zu laufen. Das Dorf bestand aus höchstens 30 Hütten und dem einen oder anderen verkommenen viktorianischen Holzbau, und so stand er auf einmal vor uns, mitten auf der Straße. Er sah abgerissen aus: alte Kleider, nicht besonders lange, aber zerzauste Haare, für einen Mitteleuropäer eigentlich zu dunkle Haut und der unerschütterliche Blick eines Kindes.

„*You European?*“

Er musste schon ein paar Tage hier sein.

„*Sou alemão, sim*“, antwortete ich. Es gehörte zur Selbstinszenierung des Reisenden, ständig so zu tun, als ob man von vor Ort wäre.

„Echt, Deutscher? Siehst nicht so aus.“

Genau so etwas wollte man hören.

„Und wohin?“

Er begutachte meinen Seesack.

„Nach Hause...“ antwortete ich.

Natürlich erwähnte ich nicht, dass ich schon seit Monaten die Tage bis zu meinem Heimflug zählte.

„Und du?“

„Ich will nach Paramaribo“, antwortete er.

„Machst du da Urlaub?“

Er schüttelte zu meinem Erstaunen den Kopf.

„Was dann, *louco?*“

Paul, der guyanische Schmuggler, grinste über die Blödheit meiner Frage:

„Aus dem Grund, warum alle durch die Welt fahren ...“

„Wieso? Du hast doch gesagt, er sei Tierpfleger und nicht Schmuggler“, sagte ich zu Paul.

Aber aus nahe liegenden Gründen lachte der Guyaner darüber nicht.

Erik und ich halfen Paul seine Waren zur Pension zu schleppen. Klopapier, Chipskartons, Tüten voll mit Lutschern, Musikkassetten, Kinderschuh. Zu dieser Zeit schmuggelte man in Guyana alles, was sich tragen ließ. Dem Land waren die Auslandskredite gesperrt

worden, und es gab wirklich nichts mehr zu kaufen: keine Kleider, kein Benzin, kein Spielzeug, nicht einmal Bier oder Cola. So verlegte sich die halbe Bevölkerung aufs Schmuggeln. Man besorgte sich ein paar US-Dollars oder brasilianische Cruzados und verließ das Land. Diejenigen, die Verwandte im Ausland hatten, leisteten sich Flüge nach Trinidad oder Barbados. Direkt vom guyanischen Georgetown in die karibische Warenwelt. Aber arme Schlucker wie Paul mussten einen Umweg machen. Sie flogen mit der Guyana Air nach Lethem an der brasilianischen Grenze, überquerten den Fluss im Dreiländereck, fuhren mit dem Bus nach Boa Vista oder Manaus und kamen dann vollbepackt wieder zurück. Wenn alles gut ging, brauchten sie für diesen Trip zwei Wochen. Wenn es dagegen - so wie jetzt - regnete und sich die Wolken in den Kanuku Mountains verfangen, tauchten die abgewrackten Propellermaschinen der Guyana Air tagelang nicht mehr auf. Es war zu gefährlich, auf der von Pfützen übersäten Erdpiste zu landen. Und so wartete Paul wochenlang darauf, dass er irgendwann einen Rückflug ergatterte. Drei Viertel seiner Zeit verbrachte er in Lethem, das für ihn alles verkörperte, was er hasste. Georgetown war zwar auch nicht gerade eine Weltmetropole, aber verglichen mit diesem Kaff war es das pulsierende Leben.

„Hallo, Miss Marple“, rief Paul einer ziemlich runden Frau zu. Die Pensionsbesitzerin, die eigentlich Stewart hieß, hatte wirklich etwas von der langsamen Hobbykommissarin und schien sich am Namen nicht besonders zu stören. Wir stellten die Kartons ab und setzten uns in die Hängematten auf der Veranda.

„Ich hab noch Freunde mitgebracht“, fügte er hinzu.

Aber Miss Marple erwiderte nur:

„35 Guyana Dollars each.“

Dafür dass er ein Stammgast war, war sie auffallend unfreundlich. Vielleicht hatte sie was gegen Schwarze. Die Indischstämmigen und die Afroguyaner vertrugen sich angeblich nicht besonders gut.

„Der da auch?“ Sie zeigte auf den Tierpfleger.

„Ja, der gehört auch dazu“, sagte Paul.

„Also drei Betten.“

„Wenn es denn Betten wären“, seufzte Paul.

Die Tage, die man in Lethem darauf wartete, dass der Himmel aufbriss, die Erdpiste trocknete und irgendein schäbiges Flugzeug aus den Wolken auftauchte, um genau 46 Passagiere aus diesem Nest am Rande des Dschungels zu befreien, verliefen alle gleich. Auf den aus Reissäcken genähten Matratzen schlief man schlecht, weil die Haut sofort am Plastiküberzug der Matratzen festklebte und einem nachts trotz der Mückengitter vor den Fenstern Dutzende von Moskitos um den Kopf schwirrten. Kurz nach Morgengrauen standen wir mit Kreuzschmerzen auf, wuschen uns in der vor Kakerlaken wimmelnden Dusche die schwitzende Haut ab und tranken - anstelle eines Frühstücks - stark gesüßten Tee mit Miss Marple.

Allmählich begann sich die Frau mit uns anzufreunden. Man bemerkte es an Kleinigkeiten: Drei in die Tasse geschaufelte Löffel Zucker oder ein kleines Stück Weißbrot, das sie über den Tisch schob. Eine Kostbarkeit. Aus etwas Abstand betrachtet war es nicht verwunderlich, dass diese Frau so resolut auftrat, immerhin kümmerte sie sich allein um eine Pension, in der ständig zwanzig Personen, fast alles Männer, herumhingen. Ihr blieb gar nichts anderes übrig, als die morgendlichen Beschwerden wegen der Reissackmatratzen mit einem gleichgültigen Zischen zu kommentieren. Sie gehörte zur

Notgemeinschaft, trotz der 105 Guyana Dollar täglich.

Nach dem Frühstück, das keines war, blieben wir auf der Veranda sitzen, lasen zwei Monate alte Zeitungen und warteten darauf, dass der Vormittag verging. Wir schlenderten zum Fluss, betrachteten das einzig nennenswerte Gebäude des Dorfes, ein mehrstöckiges Holzhaus, das an die britischen Kolonien in Afrika erinnerte, und hofften, dass die Regenwolken verschwanden. Gegen Mittag brachen wir - obwohl wir es besser hätten wissen müssen - mit einer Spur Hoffnung zum Flugplatz auf, wo wir an einem arktstand neben der Piste die einzige Mahlzeit des Tages aßen und in den Himmel starrten, während Paul mit den Köchinnen zu schäkern begann. Keine von ihnen wog unter 80 Kilo. Eine Stunde später begann es dann wieder zu regnen.

Nach drei Tagen stürzte uns die Gleichförmigkeit dieses Alltags in tiefe Depressionen.

„Ich hab dieses Kaff satt“, sagte Paul mit verzweifelmtem Gesicht. Er kannte längst jeden Winkel, dachte immer nur an *Tong*, Georgetown, seine Heimatstadt, und konnte sich nicht einmal mehr mit brasilianischen Fernsehserien ablenken. Auch ich wurde immer nervöser. Der Anblick der Regenwolken bereitete mir physische Schmerzen, beim Atmen hatte ich das Gefühl, eine Metallplatte auf der Brust liegen zu haben, der Gedanke, von hier nicht mehr fortzukommen, machte mir Angst. Nur Erik schien unbegreiflicherweise zufrieden zu sein. Dabei war seine Situation die schwierigste. Vielleicht verstand er die Lage auch einfach nicht. Eine schlichte Natur. Irgendwie unerschütterlich.

Es dauerte vier Tage, bis er mir seine Geschichte erzählte und mich damit völlig aus dem Gleichgewicht brachte. Er sagte, er hätte im vergangenen Sommer die Schule geschmissen und danach einen Ausbildungsplatz als Tierpfleger gesucht, aber keinen gefunden.

„Und was hast du dann gemacht?“

„Ich hab alle Zoos durchtelefoniert.“

„Du meinst Zoos in der ganzen Welt?“

„Ja, genau.“

„Und in Paramaribo eine Zusage bekommen?“

„Ja.“

„*E então?*“

„Ich hab nachgeschaut, wo das liegt. War gar nicht so einfach zu finden.“ Zumindest in diesem Punkt hatte er Recht. Surinam ist zwar nicht viel kleiner als die alte BRD, aber bei den Maßstäben der meisten südamerikanischen Landkarten neigte man dazu, das Land einfach zu übersehen.

„Und dann bist du losgefahren?“

„Ja.“

Seine Geschichte ließ mich an mir selbst zweifeln. Schließlich diente das ganze Unterfangen dieser Reise hauptsächlich dazu, mir selbst und der Umwelt zu beweisen, was für ein toller Typ ich war. Doch verglichen mit diesem Tierpfleger, der nach Surinam wollte, war ich ein Nichts. Ein Weichei mit Rückflugticket. Einer von diesen Leuten, die Camel Adventure mit Vollpension buchen und sich dabei auch noch ganz verwegene Vorkommen.



Erik hatte mit 18 keinen Bock mehr auf Zuhause, die Schule und seinen Vater gehabt, der als Versicherungsangestellter seine Mitmenschen terrorisierte. Also entschloss er sich, Zoowärter zu werden, Tierpfleger, Elefantendoktor, Krokodil- und Nashornfütterer, etwas in dem Stil, und da in Hannover - genauso wie in Hamburg, Paris, Basel oder Brüssel - keine Lehrstelle zu bekommen war, telefonierte er sich auf die Entschuldigung-könnten-Sie-mir-vielleicht-sagen-Tour, durch die ganze Welt, bekam Absagen aus New York, Tokio, Kairo, Jakarta, Mexico-City, Harare und Sidney, bis er schließlich beim Zoo in Paramaribo landete.

„Haben Sie vielleicht einen Ausbildungsplatz als Tierpfleger frei?“

„Aber ja.“

Nach allem, was ich von Surinam wusste, wäre ich nicht einmal auf den Gedanken gekommen, dass es dort einen Zoo gab, und auch so war ich mir sicher, dass sie nicht mehr als ein paar Amazonas-Wachteln und einen altersschwachen Puma besaßen, der zahnlos in einem vier Mal vier Meter großen Käfig lag und auf den nahen Tod wartete. Doch Erik stellte sich solche Fragen erst gar nicht.

„Und du hast die Stelle sofort bekommen?“

„Ab dem 16. Juni. Ich hab mir überlegt, dass ich über New York fahren könnte. Das war der billigste Flug.“

Er schob die Bemerkung hinterher, als ob es die normalste Reiseroute der Welt wäre.

„Du bist also einfach so mit dem Bus durch Mittelamerika gekommen?“

„Ja.“

„Durch El Salvador, Nicaragua und die Landenge von Urabá?“

„Ja, war ganz einfach.“

Nach dieser Antwort stand es für mich fest. Der Typ hatte nicht mehr alle Tassen im Schrank. Leute wie ich machten sich zwölf Monate lang Gedanken, planten die Reiseroute, erkundigten sich bei Botschaften wegen Visa und Einreisemodalitäten, versuchten Adressen aufzutreiben und überschlugen, wie viel Geld sie wohl brauchen würden. Dieser Blonde hingegen fuhr einfach los, Richtung Westen, das Weitere würde sich zeigen. Er konnte nicht einmal Spanisch. Das war unverschämt. Eigentlich unglaublich. Demütigend cool.

Erik landete im September in New York und ließ sich Zeit, bis er in Zentralamerika ankam: Mit dem Greyhound durch den US-amerikanischen Süden, Texas, San Antonio, die Grenze bei El Paso; danach eine Woche in der größten Stadt der Welt, Mexico-City. Er kam über San Cristóbal de las Casas nach Guatemala, schlief 24 Stunden am Stück in einer Absteige, lernte in Antigua, dem Ort mit der höchsten Dichte an Spanischsprachschulen auf der Welt, zwei Skandinavier kennen, bei denen er ein paar Wochen wohnen und jede Menge Gras rauchen konnte, und brach dann wieder auf, Richtung El Salvador.

Spätestens da hätte er straucheln müssen. Die große Anzahl der Militärfahrzeuge, die mit Tarnfarben bemalten Elitesoldaten und die ständigen Helikopterflüge entlang der Panamericana waren nicht zu übersehen. Aber Erik begriff nicht. Sah keine Guerilleros, keine Todesschwadronen, keine Demonstrationen, auf die die Armee schoss. Stattdessen verliebte er sich in eine Frau aus einem der staubigen Vororte, die ihm Spanisch beibrachte und zu sich nach Hause einlud. Die Familie mochte den Gringo - vom Land zugewanderte Bauern, die

in ihm den zukünftigen Schwiegersohn sahen. Er lernte, ohne es zu merken, die Indefinito-Vergangenheit, half im Laden seiner Beinahe-Familie aus und stellte fest, dass er nicht wirklich heiraten wollte. Im Dezember fuhr er dann weiter. Unvermählt. Richtung Zoowärterstelle.

Das von den Contras kontrollierte Niemandsland zwischen der hondurenischen und der nicaraguanischen Grenzstation durchquerte er ahnungslos. Wusste nichts von den Minen am Straßenrand, verstand nicht, warum die Soldaten auf der nicaraguanischen Seite schäbige Uniformen trugen und besorgt aussahen. Übernachtete an der zusammengeschossenen Grenzstation und ärgerte sich am nächsten Morgen nur, dass hier keine Busse mehr fuhren, sondern nur klapprige Pickups, auf denen sich Menschen drängelten und für die es keine Fahrpläne gab.

„Nichts als Mangel hatten die dort“, sagte er. „Nichtmal Batterien konnte man in Nicaragua bekommen.“

Umso besser gefiel ihm Costa Rica. Zwischen den Hochhäusern von San José fühlte man sich manchmal an die USA erinnert. Doch nach einer Woche, die er in Parkanlagen und Kinos verbrachte, fuhr er weiter. Erreichte Mitte Januar Panama-City, eine Kolonialstadt, die Anfang des Jahrhunderts von US-amerikanischen Handelsgesellschaften in Besitz genommen worden war. Auf den Straßen zahlte man in Dollars, die Bevölkerung war überwiegend schwarz, und die Altstadt erinnerte an das koloniale Spanien. Erik jedoch fiel die bizarre Mischung kaum auf. Einfach ein Ort mehr. In einer brütend heißen Bretterarena in Panamá Vieja sah er den ersten Boxkampf seines Lebens, verlor beim Wetten ein paar Dollars und wurde am Strand unterhalb der Festung beraubt. Aber auch das schien ihn nicht besonders zu erschüttern.

Über den Landweg machte er sich nach Kolumbien auf - das neunte Land seiner Reise. Natürlich wusste er nicht, dass die Panamericana an dieser Stelle nicht zu Ende gebaut war und es in den abgelegenen Dschungelgebieten auf der Landenge vor Kokain-Dealern, korrupten Polizisten und misstrauischen Guerilleros wimmelte. Dort, wo alle den Linienflug nach Cartagena oder Medellín nahmen, versuchte er sich als Tramper. Erreichte das letzte an der Straße gelegene Dorf, ließ sich zwei Tage lang durch den Urwald führen, fuhr mit zwei alten Indígenas ein Stück flussaufwärts und wurde die letzten 100 Kilometer von einem Piloten mitgenommen, der einmal wöchentlich ein paar Goldsucher in der *Serranía de Darién* mit Lebensmitteln versorgte. In Turbo im kolumbianischen Nordwesten setzte Erik seine Fahrt an der Karibikküste entlang fort. Auf den Bananenplantagen war der Aufstand ausgebrochen. Die Pflanzungen wurden bestreikt, die Guerilla besetzte ganze Ortschaften, die Plantagenbesitzer fingen an, Gewerkschafter dutzendweise zu erschießen. Aber auch das beschäftigte Erik nicht. Ihm fiel nur auf, dass die Leute ausgesprochen freundlich waren und nächtelang durchfeierten.

Er mietete sich am Meer eine Hütte und fing nach fünf Monaten Reise erstmals an, sich nach einer festen Arbeit zu sehnen. Der Job im Zoo von Paramaribo entwickelte eine physische Anziehungskraft auf ihn. Er wollte endlich ankommen.

„Und die Sabana Grande? Wie waren die Tafelberge?“ fragte ich. Ich kannte das berühmte Gebirge im Süden Venezuelas nur von Fotos her. Die Straße dort oben war noch nicht asphaltiert, die Gegend galt als unerschlossen. Angeblich gab es sogar noch Indígenas, die keinen

Kontakt mit Weißen gehabt hatten.

„Welche Berge?“ fragte er.

Erik hatte bei seiner Fahrt mit dem Postjeep das Gebirge überhaupt nicht registriert.

„Diese Tafelberge mit der einzigartigen Vegetation“, redete ich auf ihn ein. „Löcher im Fels, von denen man nicht weiß, wie tief sie sind.

Würmer, die sich unter die Fußnägel fressen, 1000 Meter hohe Wasserfälle ...“

„Ach ja, stimmt ...“

Zumindest von den Wasserfällen hatte er schon mal gehört.

„Aber Berge waren da nicht. Ehrlich. Kein einziger.“

Auf diese Weise - unbefangen, ahnungslos, ignorant - hatte Erik im Mai Brasilien erreicht, war nach Boa Vista gekommen, einer boomenden Siedlerstadt nördlich des Amazonas, und hatte sich von dort zur guyanischen Grenze durchgeschlagen. Von hier aus fehlten ihm nur noch 600 Kilometer Luftlinie bis Paramaribo, ein Katzensprung, wenn man an die Strecke dachte, die er bisher zurückgelegt hatte. Und er lag in der Zeitplanung. Ihm blieben noch fast drei Wochen bis Dienstantritt.

Doch dann kam er nach Lethem, und in dem viktorianischen Holzbau erzählte ihm ein Beamter hinter Moskitogittern, dass er für dieses letzte Land ein Visum brauche.

„Aber ich will doch nur durchfahren.“

„Trotzdem.“

„Und wo krieg ich so ein Visum her?“

„In der Botschaft von Guyana.“

„Und wo ist die?“

„In Brasilien.“

Erik fuhr also zurück nach Boa Vista, weil die Stadt das einzige war, was er von Brasilien gesehen hatte. Wären seine Portugiesischkenntnisse besser gewesen, hätte er das Missverständnis früher aufklären können. So aber irrte er einen ganzen Vormittag lang durch die Straßen von Boa Vista, bis ihm endlich ein Passant seine Lage erklärte.

„Die Botschaft? Hier gibt's keine Botschaft, Mann. Botschaften sind in Brasilia.“

„Brasilia?“

„Das iss' unsere Hauptstadt, Mann.“

Erik brauchte ein wenig, um das zu verarbeiten.

„Und wo ist das?“

„Oh, weit weg“, sagte der Passant.

Und wirklich: Zwischen Erik und der Visastelle lagen 4000 Kilometer Wald und Ebene, der größte Teil davon Amazonien.

„Ich muss aber nach Paramaribo.“

„Nach Paramaribo?“

Der Passant hatte von so einer Stadt noch nie gehört. Doch Erik gab nicht auf:

„Nach Surinam, Niederländisch-Guyana ... Kann man da nicht anders hinkommen? Mit dem Schiff zum Beispiel?“

Der Passant zuckte mit den Achseln:

„Keine Ahnung, Mann.“

„Aber ich muss dort am 16. Juni eine Zoowärterstelle antreten.“

„In Surinam?“ Der Passant grinste. „Sei froh, dass du hier bist.“

Ich glaube, dass selbst Erik im ersten Moment von Verzweiflung erfasst wurde. Aber als er uns ein paar Tage später in Lethem begegnete, hatte er sich schon wieder gefangen. Um sich wie andere Leute dem Pessimismus hinzugeben, war er einfach zu naiv.

Er hatte den Entschluss gefasst, ohne Visum Guyana zu durchqueren. Egal wie. Er kehrte also zur Grenze zurück, setzte zwei Tage vor uns erneut über den Fluss über und sprach mit einer Beamtin in Lethem. Es wurde ein langer Monolog, auf den die schwarze Zöllnerin nur vage Antworten gab. Sie weigerte sich zwar, Erik einen Einreisestempel zu geben, aber auf die Frage des Fremden, ob er nicht noch mal mit den Leuten am Flugzeug reden könne, reagierte sie gleichgültig. Ob der Deutsche in Lethem oder Bonfim herumhing, interessierte hier letztlich niemanden. Auf beiden Seiten des zehn Meter breiten Flusses sah man die gleichen unansehnlichen Hütten, die gleichen Rinder, fischenden Kinder, Kröten und Mücken. Was für eine Bedeutung hatte hier die Existenz eines Visums? Die entscheidende Frage lautete, ob er von Lethem weiterreisen würde, und da blieb nur das Flugzeug. Insofern sprach nichts dagegen, die Grenzkontrolle vom Fluss an den Flieger zu verlegen. Sollte der Deutsche ihnen doch dort seine Geschichte erzählen, rumjammern und zwischen betuernden Gesten ständig wiederholen, dass Paramaribo seine Bestimmung war. „Sie müssen das einfach verstehen. Es ist mein Ausbildungsplatz.“ „Yes, sir. Yes.“

So beobachtete unsere Notgemeinschaft hilflos, wie die täglichen Regengüsse auf Lethem niedergingen. Wir merkten, wie die Zeit verrann, die man nur dann nicht festzuhalten versucht, wenn man jede Sehnsucht bereits aufgegeben hat. Vielleicht hatte uns Miss Marple genau das voraus. Sie war wunschlos. Wir hingegen träumten: Erik von seiner Arbeit zwischen tropischen Tieren, Paul von den Abenden, die er mit Freunden, Reggae und Bier in Georgetown verbringen würde, und ich von meiner heroischen Rückkehr nach Hause. Filmsequenzen, die wie Videoclip vor den Augen flackerten.

Wir litten. Blickten bei jedem Motorengeräusch in den Himmel. Kehrt zum Flugplatz zurück und begutachteten die Landebahn. Erkundigten uns nach der Länge der Warteliste und unseren Plätzen darauf. Vor allem aber betonten wir immer wieder, dass wir unbedingt mitmüssten. *Es ist sehr dringend*, sagten wir. Jeder denselben Satz, doch Paul mit dem geringsten Nachdruck. Seine Chancen, mit dem ersten Flug wegzukommen, tendierten gegen Null, denn das Vergabesystem der Plätze auf der Warteliste war eine Ausgeburt der Ungerechtigkeit. Eigentlich rückte man nach Ankunftszeit auf, doch das Flughafenpersonal machte Ausnahmen. Zuerst die Leute mit Anschlussflügen wie ich, dann die Freundinnen und Verwandten des Bürovorstehers, als drittes die Schmiergeldzahler und schließlich als letztes die armen Schlucker wie Paul.

Aber er beschwerte sich nicht. Fragte stattdessen jeden Tag brav den Mann hinter dem einzigen, schmutzigen Schalter von Lethem Airport nach seinem Platz auf der Liste und bekam jedesmal die gleiche, nichtssagende Antwort:

„Wir versuchen unser Bestes, Sir.“

*Sir* - was für ein Hohn. Paul war für diese Leute der Abschaum. Ein Schmuggler. Der Typ aus dem Elend, der Hungerleider aus dem Hungerleiderland, der sein ganzes Leben auf aus Reissäcken zusammengenähten Matratzen verbringen und auf der Liste immer



den letzten Platz einnehmen würde. Ein von Gott und der Welt verlassener *Guyanese*.

Wir dagegen besaßen das Privileg, insistieren zu können. Ich wedelte mit dem Flugticket der Air Cubana, mit dem ich am 21. Juni Richtung Havanna aufsteigen sollte, und Erik erzählte von seinem Zoowärterposten in Paramaribo, wobei wir beide versuchten, uns mit einem möglichst unerträglichen Akzent als Ausländer zu erkennen zu geben.

„Wir versuchen unser Bestes, Sir“, sagte der Mann von der Guyana Air.

„Das müssen Sie auch“, erwiderte ich. „Mein Visum ist nämlich zeitlich befristet. Ich darf gar nicht länger hierbleiben.“

Was für ein idiotisches Argument.

Am 10. Juni, nach fünf Tagen Warten, schien der Regen nachzulassen. Die Sonne brach zwar nur kurz durch die Wolkendecke, doch das nachmittägliche Gewitter blieb aus, und die Kanukus zeigten sich als eine von Nebelfäden umspinnene und überraschend niedrige Hügelkette. Gegen drei stieß zum ersten Mal eine Propellermaschine aus der Wolkendecke, und meine Hoffnung begann Gestalt anzunehmen. Aufgeregt rannte ich zum Flugplatz hinüber und sah, wie eine große silberne Maschine um Viertel nach drei, also für den Linienflug viel zu spät, polternd auf der Erdpiste von Lethem aufsetzte. Sie brachte, wie ich zunächst glaubte, einen weiteren Verbündeten in unsere seltsame Gemeinschaft.

Es war ein hellhäutiger, eine Sonnenbrille tragender US-Amerikaner aus dem Mittelwesten, der lächelnd aus dem Cockpit stieg und sich in der schwächlichen Nachmittagssonne eine Zigarette anzündete. Erik und ich konnten es nicht glauben. Ein Fremder wie wir.

„Wohin fliegst du?“ fragte ich.

„Tong.“

Das klang wie der Nabel der Welt. Kein Ort, an dem ich lieber gewesen wäre, und tatsächlich nickte der Pilot, als wir ihn anbettelten, uns mitzunehmen. Ohne zu zögern, griff ich nach meinen Sachen, ging zum Flugzeug und wollte einsteigen, doch in diesem Moment kam ein Vertreter des Bodenpersonals der Guyana Air auf uns zugerannt.

„Sir, das ist eine Frachtmaschine. Hier werden keine Passagiere mitgenommen.“

„Ich muss meinen Anschlussflug erreichen.“

„Sie stehen auf der Warteliste ganz oben.“

So hob die Maschine nach einiger Zeit ohne uns schwerfällig wieder ab, um in Richtung der Kanuku Mountains zu verschwinden, denn dort gab es, wie jemand erzählte, protestantische Siedlungen, abgeschottete Sektenwelten im Nichts. Allein der Gedanke daran rief bei mir Schüttelfrost hervor. Gegen vier kehrten wir unverrichteter Dinge in die Pension von Miss Marple zurück und versanken in grenzenloser Verzweiflung.

Ich hörte auf zu reden. Die Menschen von Lethem, auch Paul und Erik erschienen mir nur noch als Konkurrenten um die 46 Plätze des kommenden Flugs, also als Gegner, und die Sehnsucht verwandelte sich in unerträgliche Bilder. In den Moment, nach Hause zu kommen, den Freunden zu begegnen und sie in die Arme zu schließen. Tage nicht mehr zählen zu müssen. Endlich im Nichtstun wieder Ruhe zu

finden. Aus dem Flugzeug zu steigen, auf die Straßen zu schauen und so etwas wie ein Gleichgewicht zu spüren.

An den folgenden drei Tagen lag immer der gleiche bleierne Himmel über den Hütten von Lethem, und die Anspannung wurde noch schlimmer. Erik hatte kein Geld mehr. Ich lud ihn zum Mittagessen ein, obwohl er mir auf die Nerven zu gehen begann. Den wässrigen Kaffee streckten wir mit Zucker, weil er so mehr Kohlenhydrate enthielt, und wenn der Hunger zu groß war, erhandelten wir bei den Marktfrauen Nachschlag.

Wir fanden nicht mehr zueinander. Paul hörte auf, von seiner Zukunft zu reden, in der er in teuren Schlitten herumfahren und Frauen kennenlernen würde, die wie Plastikpuppen aussahen. Erik gab sich seinen seltsamen Träumen von Paramaribo und San Salvador hin, und ich führte wirre Selbstgespräche, Unterhaltungen mit Freunden von zu Hause, die ich erst zwei Wochen später wiedertreffen sollte. Halluzinationen am Abgrund.

Erst am 14., zwei Tage vor Eriks Dienstantritt, schlug das Wetter endgültig um. Hinter den Dunstschwaden deutete sich ein strahlend blauer Himmel an, und an der Farbe der Mittagssonne merkte man, dass die Hitze trockener als an den Tagen zuvor war. Paul, für den das ganze nur ein Stück wiederkehrender Normalität darstellte, stand skeptisch neben der Landebahn. Er wusste, dass 230 Personen vor ihm Lethem verlassen würden, doch für Erik und mich standen die Chancen ganz gut. Wir waren die Crème de la crème auf der Warteliste.

Es war Mittagszeit, sengende, als die Passagiermaschine aus Georgetown auf der Erdpiste von Lethem landete und Unglückliche über das Dorf ergoss. Menschen, die schwitzend und ohne Gepäck Richtung Brasilien weiterreisen würden, um sich dort mit Waren einzudecken und wieder hierher zurückzukehren.

„Devisenknappheit, Auslandskredite und IWF“, sagte ich.

Aber Erik antwortete nicht. Er sah nur die amazonischen Wachteln, den zahnlosen Puma und die Flussgiraffen von Timor, die ein indonesischer Prinz bei seinem Staatsbesuch zurückgelassen haben musste.

Unruhe machte sich breit. Dabei wussten alle, dass die Maschine zunächst noch einmal abheben würde, um die Frömmeler in den Kanukus mit Bibeln und frischen Bleichgesichtern zu versorgen. Erst dann, nach einer weiteren Stunde, würde sie zurückkehren und die Passagiere sowie Tonnen von Gepäck an Bord nehmen.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, als ob ich dadurch das Flugzeug eher zu Gesicht bekommen würde, und erkundigte mich bei meinen Nachbarn immer wieder, ob die Maschine ganz sicher noch einmal landen werde. Die Leute nickten.

„Es fliegt immer diese Route, *t'in*.“

Erik hockte sich mit einer Selbstsicherheit, die ich nicht begriff, auf seinen Seesack und lehnte den Kopf gegen den Balken eines Pfahlbaus.

„In zwei Tagen bin ich Zoowärter“, sagte er glücklich. „Stell dir das vor.“

Es war, als ob der große Traum seines Lebens in Erfüllung gehen würde, und deswegen verzichtete ich darauf, skeptische Anmerkungen

zu machen. Im Grunde genommen war es mir auch völlig egal.  
„Ja, Georgetown“, antwortete ich.  
Die See, der Hafen, die Weite. Das Meer ist immer wie ein Tor zur Welt. Es vermittelt das Gefühl, andere Orte auf gerader Linie erreichen zu können, Europa zum Beispiel. Das war beruhigend. Also Georgetown.

Als das Flugzeug das zweite Mal landete, stürmte die Menge in Richtung Maschine. Einen Meter achtzig große Frauen, die riesige Kartons als Handgepäck an Bord bringen wollten, dünne indischstämmige Männer, die vom Bodenpersonal herrisch zurückgewiesen wurden, ein trockenes Schlucken der Wut in ihren Kehlen, Leute, die um ihre Existenz zu kämpfen hatten, schmeichelnd, fluchend, schimpfend und dann wieder schmeichelnd auf das Personal einredeten, das nicht mehr als 18 Kilogramm Gepäck pro Person zulassen wollte, Reisende wie wir, die ein wenig am Rande standen und ständig diesen einen Satz wiederholten, *es ist wirklich dringend, dass ich hier wegkomme*, und dazwischen erregt, von sich selbst maßlos überzeugt, die Gebieter über Leben und Tod: die Angestellten der Guyana Air.

Paul wandte sich ab. Der Habenichts, die Nummer 231 einer endlosen Liste. Erik und ich jedoch näherten uns der Maschine. Wir schulterten unsere Seesäcke, warfen einen Blick zurück, auf die Kanukus, vom Dschungel überwucherte Hügel, verabschiedeten uns mit einer entschuldigenden Geste vom guyanischen Gefährten und spürten, als unsere Namen fielen, dieses unbeschreibliche Glück, für das man sich hinterher schämt, zu den Weißen, den Privilegierten zu gehören.

„In zwei Tagen füttere ich Elefanten“, wiederholte Erik.  
Er hatte wirklich komische Vorstellungen vom Zoo in Paramaribo.

Es begann eine umständliche Zeremonie. Nachdem man vom Bodenpersonal aufgerufen worden war, musste man vortreten, wurde erneut nach dem Namen gefragt, ein Typ riss einem ein Blatt aus dem Ticket, und erst dann konnte man einsteigen. Fünf Stufen, bis man an Bord war, fünf Stufen, um das Nest an der Grenze für immer zu verlassen. Die Dicken schickte man als Gegengewicht zum Gepäck nach vorne, die Dünnen kamen zu den Kartons.

„Wir können froh sein, wenn wir nicht abstürzen“, sagte ich.  
„Wieso?“ antwortete Erik. „Die Maschine sieht doch ganz gut aus.“  
Ich schüttelte den Kopf, aber bevor ich widersprechen konnte, war es so weit. „Ticket?“

Ich hielt dem Steward das Stück Papier hin, und noch während er eines der Blätter herausriss, verlangte er, anders als bei den Passagieren zuvor, nach meinen Dokumenten. Ich glaube, ich zuckte mehr zusammen als Erik, vielleicht weil er die Gefahr nicht begriff, vielleicht, weil er davon überzeugt war, als Einheimischer durchzugehen oder den Bordsteward von seiner Geschichte überzeugen zu können. Der Steward begutachtete meinen Pass, und obwohl er mich nach der Überprüfung des Visums auf meinen Platz schickte, blieb ich wartend in der Tür stehen.

„Agerabeg“, sagte der Steward.  
Eigentlich hieß Erik mit Nachnamen Hagenberg. Doch er verstand natürlich trotzdem.  
„Ticket?“

Lächelnd legte Erik den Flugschein vor, bekam wie ich eine Seite herausgerissen und sagte glücklich: „Paramaribo. Aber just, als er am Steward vorbeigehen wollte, hob dieser seine Hand und fragte auch Erik nach dem Pass. Erik zog ihn aus der Tasche und hielt ihn dem Steward hin. Einen Augenblick lang sah es so aus, als ob der Steward einen der Stempel verwechseln und sich mit dem Anblick des Dokuments zufrieden geben könnte. Aber dann setzte er eine strenge Miene auf.

„Ihr Visa, *Sir*?“

Erik begann seine Geschichte zu erzählen, sprach vom Zoo in Paramaribo, von süßen Amazonasäffchen und schreienden Papageien, von seiner Bestimmung für diesen Beruf und seiner Tierliebe, schilderte die Mühen, die er nicht gescheut hatte, die Durchquerung der im Bürgerkrieg versinkenden Länder Zentralamerikas, die Odyssee durch den Dschungel an der Grenze von Panama und Kolumbien, zeigte seinen Brustbeutel, der nun, nach so langen Reisen, fast leer sei, die Unmöglichkeit sich ein Visum zu besorgen, faltete geschäftig das Papier auf, in dem sein Arbeitsantritt für den 16. Juni bestätigt worden war, in nur zwei Tagen, wie er betonte, schwor auf das Leben aller, die ihm lieb waren, dass er Guyana in eineinhalb, was sage er, in einem Tag durchqueren würde, und dass sein Schicksal hiervon abhängen würde.

„*My destiny*.“

Der Steward schüttelte nur energisch den Kopf.

„*Your destiny*?“

Er hatte nicht Unrecht. Das eigene Schicksal zu beschwören, war an diesem Ort wirklich fehl am Platz.

„Ohne Visum müssen Sie Guyana sofort wieder verlassen.“

Und dann schob er Erik einfach beiseite und fuhr fort, seine Liste zu verlesen.

Der angehende Zoowärter von Paramaribo redete weiter, und zum ersten Mal sah ich ihn kämpfen. Er wiederholte die gleichen Sätze, schilderte seinen Fall in fünf verschiedenen Varianten, jammerte, bat um Verständnis, schimpfte, fluchte und wurde wieder ganz freundlich. So wie alle Abgewiesenen vor ihm, nur noch hartnäckiger. Von der anderen Seite versuchte auch ich eine Weile, auf den Steward einzureden, bemühte mich, ihn zu besänftigen, wenn Erik zu aggressiv wurde, schlug einen neutralen vermittelnden Ton ein. Aber es war nichts zu machen. Nach wenigen Minuten wandte sich der Steward Erik zu und vergaß das ganze Schulenglisch, das er bis dahin durchgehalten hatte.

„*Go 'way, t'in*“, sagte er. Etwas in dem Stil. Und tatsächlich drehte sich Erik um und ging langsam über die Piste zum Gebäude zurück.

Durch die Scheibe der Maschine habe ich beide noch einmal gesehen. Paul und Erik, die auf ihrem Gepäck neben der Landebahn saßen und den Kopf nach hinten lehnten, wie um in den Himmel zu schauen. Der Traum von Surinam, den amazonischen Nasenbären, dem Geheimnis der Karibik. Keine Ahnung, an was sie gedacht haben. Fest steht, dass sie zurückblieben, und ich nicht weiß, ob sie diesen Ort jemals verlassen haben. Natürlich hatte ich Gewissensbisse, als die Maschine wenig später abhob. Ich, der Gringo, dessen Papiere in Ordnung waren, der Typ mit dem unglaublichen Schwein, der Glückspilz. Aber

als ich dann Guyana unbewohnt unter den Tragflächen vorbeigleiten sah, nach eineinhalb Stunden in Georgetown ankam und feststellte, dass der Ozean hier auch nur wie ein Tümpel aussah und mir die Hauptstadt Guyanas nicht viel größer als Lethem erschien, konzentrierte ich mich wieder auf meine Halluzinationen von Zuhause, begrüßte alte Freunde und führte Gespräche mit meiner Zahnbürste.

So verblassten die beiden im Dunst der Erinnerung. Zwei komische Typen. Ein verloren gegangener Zoowärter und ein guyanischer Habenicht. Gestalten am Rande, die aus meinem Bewusstsein verschwanden. Weil ich nur noch hier weg wollte.